

Und die Eltern?

Autor(en): **Liniger, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **42 (1971)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-806933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

E. Liniger, Zentralsekretärin Pro Infirmis, Zürich

Und die Eltern?

«Nur nicht in ein Heim!» Das ist die spontan abwehrende Reaktion mancher Eltern, wenn es um die Frage geht, ob ihr gebrechliches Kind in einem Heim nicht besser gefördert werden könnte. Vorurteile und längst nicht mehr zutreffende Vorstellungen lassen vor ihren Augen einen kasernenartigen düsteren Bau mit vergitterten Fenstern, endlosen Schlaf- und Esssälen erstehen, wo die Kinder in militärischem Drill «erzogen» werden. Erst der Augenschein vermag die Eltern dann zu überzeugen, wie völlig anders diese Heime in Wirklichkeit sind. Warum aber und wann sollte ein behindertes Kind in einem Heim untergebracht werden? Dann, wenn es zuhause nicht in gewünschtem Ausmass gefördert werden kann, wenn an seinem Wohnort keine Sonderschule (zum Beispiel Taubstummschule) besteht oder wenn für ein körperbehindertes Kind der Weg zur Volksschule zu weit oder zu mühsam ist. Eine Mutter, die neben ihrem geistesschwachen Kinde noch eine ganze Orgelpfeife von Geschwistern zu besorgen hat, findet verständlicherweise nicht immer die Zeit, ihr behindertes Kind in vielen sich stets wiederholenden Übungen anzuleiten. Gerade für die Entwicklung eines geistig behinderten, aber auch eines hörgeschädigten Kindes ist es von grösster Wichtigkeit, dass seine Begriffswelt möglichst früh erweitert wird, sonst verkümmern die ihm verbliebenen Fähigkeiten. Auch ein körperlich behindertes Kind ist oft sehr auf die Mutter angewiesen. Sie muss ihm in Dingen helfen, die ein unbehindertes Kind allein vollbringen kann. Es braucht für jede Tätigkeit, jeden Weg ohnehin mehr Zeit und Energie als ein gesundes, und sein Tagesablauf ist zudem durch notwendige regelmässige Behandlungen noch ausgefüllter. Mangelnde oder ungünstige Transportmöglichkeiten, weite Wege verbrauchen seine Kraft, was seine Schulleistungen mindert. Oft auch leidet ein gebrechliches Kind in einer Klasse unbehinderter Kinder, da es in der Pause, in der Turnstunde nicht mittun kann und sich daher ausgeschlossen fühlt. Ein Heimaufenthalt ist in solchen Fällen von ausschlaggebendem Interesse für seine Entwicklung.

Aber viel gewichtiger wäre der Gewinn für die einzelnen Gruppenmitglieder. Eine Selbständigkeit, welche in einem von echten Lebenssituationen durchdrungenen Erziehungsprozess gewonnen wird, ermöglicht mehr als nur eine Anpassung an die momentane Gesellschaft. Der Dynamik der Gesellschaft ist nur die grösstmögliche Selbständigkeit angemessen!

Wie geht es nun aber zu in diesen Heimen? Herrscht ein «Anstaltsbetrieb» oder ist es doch eine Art «Daheim»? Um es vorwegzunehmen: der Anstaltsbetrieb gehört der Vergangenheit an. Aeltere Heime nehmen heute grosse Umbaukosten auf sich, um die Aufteigewährleisten. Jede «Familie» hat ihren individuellung der Kinder in Heim-Familien auch räumlich zu ausgestatteten Wohnraum, wo die Kinder essen, arbeiten und spielen können. Dabei sind die Familiengruppen nach Alter, Klasse, meist auch nach Geschlecht verschieden zusammengesetzt — wie die «Orgelpfeife» zuhause. Jede Gruppe hat ihre eigene Heim-Mutter, eine Erzieherin, die für jedes «ihrer» Kinder da ist, ihnen die Schularbeiten abhört, ihre Kleider in Ordnung hält, die Suppe in die Teller schöpft, den Kleinen eine Gutenachtgeschichte erzählt und mit den Grossen am Abend über dies und das plaudert — wie die Mutter zuhause. Jedes Kind hat aber auch seine eigene «Schatztruhe», selbstgewählte Bilder hängen über seinem Bette, der Lieblingst Teddy liegt auf dem Kopfkissen, und auf dem Nachttisch stehen die kleinen «heiligen» Gegenstände. Und jedes hat natürlich seinen sorgfältig aufgestellten Stundenplan: Schule, Therapie, Rhythmik, Hausaufgaben, auch der Anteil an den täglichen «Aerbetli», wie Betten, Schuhe Putzen usw. So ausgefüllt das Tagwerk auch scheinen mag, da sich alles im Heim abspielt, werden die Kinder nicht überfordert und haben genügend Zeit für Spiel und Spass.

Selbstverständlich ist bei all diesen Vorzügen, bei aller Liebe der Heim-Mutter, bei aller fröhlichen Gemeinschaft mit den Heim-Geschwistern die Trennung von zu Hause für Kind und Eltern schmerzlich, und manches Heimwehkind braucht eine gewisse Uebergangszeit, bis es sich an das Leben im Heim gewöhnt hat. Um die Bindung zwischen ihm und seiner Familie zu erhalten, geht man heute immer mehr dazu über, die Kinder über das Wochenende nach Hause gehen zu lassen. Wenn jeweils auch der erneute Abschied am Montagmorgen zu verarbeiten ist, so ist doch das nahe Wiedersehen ein Trost.

Andererseits gibt es aber auch Kinder, die erst im Heim ein richtiges «Heim», die warme Geborgenheit finden, die für ihre Entwicklung notwendig ist. Das sind zum Beispiel Kinder aus zerrütteten Familienverhältnissen, oder auch solche, die von der Mutter, vom Vater oder gar von beiden Eltern seines Gebrechens wegen abgelehnt werden. Früher waren diese Kinder die «verschupften», die «versorgten». Heute haben sie eine Familie, erleben echte menschliche Bindungen und können so die psychischen Belastungen der frühen Kindheit überwinden.